

Frauenstimme

Nr. 17 + 42. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

20. August 1925

Internationale Frauenkonferenz.

Morgen kommen sozialistische Frauen aus sechzehn verschiedenen Ländern in Marseille zu der auf Wunsch der englischen, österreichischen und belgischen Genossinnen einberufenen Internationalen Sozialistischen Frauenkonferenz zusammen. Dreiviertel Millionen Proletarierfrauen stehen hinter den Delegierten, die auf dem Kongress über ihre Arbeit berichten und über die Methoden sozialistischer Frauenarbeit diskutieren werden. Ein weites Ziel haben sie sich gesteckt für diesen einen Tag, und manche Probleme der internationalen Frauenpolitik werden unerörtert bleiben müssen.

Trotzdem kommt dem Tag eine große Bedeutung zu, an dem zum erstenmal die Beschlüsse der Internationalen Konferenz von Hamburg (1923) in die Tat umgesetzt werden. Vieles hat sich in diesen zweieinhalb Jahren geändert. Manche Probleme sind indessen an die damals neu erstandene Internationale herantreten, die heute auf Lösung drängen. Die Entscheidung über theoretische, taktische und politische Fragen des Sozialismus wird ohne Zweifel auch für die Frauen aller Länder von Bedeutung sein; an dieser Arbeit werden auch sie auf dem Kongress, der dem Frauentag folgt, mitarbeiten. Aber sie tun gut daran, ihre Konferenz nur ihren Fragen zu widmen.

Die Internationale selbst hat diese Konferenz einberufen. Heute erscheint es uns selbstverständlich, daß das internationale Proletariat die Internationale der arbeitenden Frauen anerkennt und als wichtigen Faktor im proletarischen Befreiungskampf wertet. Denken wir aber zurück an die historische Entwicklung, so wissen wir, daß das nicht immer so gewesen ist. Als im Jahre 1866 — also zu einer Zeit, als die erwerbstätige Frau in allen Industriestaaten schon eine große wirtschaftliche Rolle spielte — die erste Internationale ihren Kongress in Genf abhielt, wurde folgende Resolution angenommen:

„In physischer, moralischer und sozialer Beziehung ist die Frauenarbeit als eine Ursache der Entartung und eine der Triebfedern der Demoralisation der Kapitalistenklasse zu verwerfen.“

Die Frau hat von der Natur bestimmte Aufgaben erhalten; ihr Platz ist in der Familie; ihre Aufgabe besteht darin, die Kinder zu erziehen, den Mann an Ordnung, Häuslichkeit und mildere Sitten zu gewöhnen. Das sind die Dienste, die die Frau zu leisten, die Arbeiten, die sie zu verrichten hat; ihr andere aufzudrängen, ist eine schlechte Sache.“

Erst in zähem Ringen ist es den Frauen gelungen, innerhalb der Internationale den Platz zu erobern, der ihr auf Grund ihrer wirtschaftlichen Stellung zukommt; erst allmählich hat die fortschreitende ökonomische Entwicklung die Vorurteile besiegt.

Als 1910 in Kopenhagen der in Hamburg erneuerte Beschluß, regelmäßige Frauenkonferenzen abzuhalten, gefaßt wurde, war die Hauptforderung, die der gesamten sozialistischen Frauenarbeit und Frauenagitation zugrunde lag, die Forderung des Frauenwahlrechts. In fast allen Ländern ist sie heute erfüllt. Um so notwendiger ist es, heute den Kampf in denjenigen Ländern aufzunehmen, in denen, wie in Frankreich, dieses Ziel noch nicht erreicht ist. Das Proletariat der Staaten, in denen das Frauenwahlrecht eingeführt ist, müssen in internationaler Zusammenarbeit der Frauen der anderen Länder beistehen.

Aber auch in diesen Ländern gibt uns der Erfolg, den wir errungen haben, nicht das Recht, zu feiern, sondern neue große und schwierige politische Aufgaben erwachsen aus dem

Erfolg, der bisher nur ein erster Schritt ist. Die Frauen müssen lernen, das neue Recht richtig zu gebrauchen, sie müssen es lernen, wie es auch die Männer erst lernen mußten; sie bedürfen der politischen Schulung. Hier genügt es nicht, im politischen Tageskampf sie hinzuweisen auf ihre Pflichten als Proletarierinnen, sondern sie müssen lernen, sich als Glieder einer größeren umfassenden Gemeinschaft zu fühlen, als Glieder der proletarischen Arbeiterinternationale.

Den Blick für diese Zusammenhänge öffnet ihnen aber nicht der politische Tageskampf in den eigenen engen Landesgrenzen; aus dem Zeitalter der nationalen Klassegegensätze sind wir herausgewachsen in das Stadium der internationalen Fronten. Darum muß auch den Frauen der Blick geweitet werden für die Not und für den Kampf des internationalen Proletariats, darum muß die Verbindung hergestellt werden mit der Internationale.

Der Gedanke einer eigenen sozialistischen Frauenorganisation außerhalb der Parteien ist in allen Ländern preisgegeben. Die Frauen sind, im Besitze des Wahlrechtes, zu politisch tätigen Gliedern des Proletariats geworden. Es gibt für sie keine Spezialfrage, die nicht eine politische Frage wäre; keine Entscheidung der großen Politik bleibt ohne Auswirkung für sie. Wohl aber gibt es besondere Frauenaufgaben und Frauenpflichten innerhalb der großen internationalen Organisation aller sozialistischen Parteien.

Die rein politischen Fragen und die Aufgaben des wirtschaftlichen Kampfes nehmen die männlichen Arbeitskollegen ganz in Anspruch. Diese Kämpfe sind wegbereitend; wir wissen, daß die wirtschaftliche und politische Macht im Staate unsere primären Forderungen sein müssen. Aber der Sozialismus ist eine Kulturbewegung, und ihr eigentlicher Träger ist die Frau. Erziehung im Geiste des Sozialismus, im Geiste des Antimilitarismus, Schulpolitik und Kulturpolitik im weitesten Sinne sind Aufgaben, die in das Arbeitsgebiet der Frau gehören. Daneben stehen die nicht minder wichtigen Fragen der Sozialpolitik, des Mieterschutzes, des Schutzes der arbeitenden Jugendlichen, alle Fragen der Volksgesundheit und Sozialhygiene, Gleichstellung des ehelichen und unehelichen Kindes, Abschaffung der Abtreibungsstrafe usw. Diesen Teil des Befreiungskampfes, den die Internationale führt, führt die Frau selbst, unterstützt von ihren männlichen Genossen, aber nur in engster internationaler Zusammenarbeit mit den proletarischen Frauen aller Länder.

Frauenbewegung im Sinne einer Bewegung der Frau gegen den Mann — das gerade unterscheidet die sozialistische von der bürgerlichen Frauenbewegung — haben die sozialistischen Frauen stets abgelehnt. In fast allen Ländern sind es die sozialistischen Parteien gewesen, die den Kampf für das Frauenwahlrecht geführt und mit Erfolg geführt haben. Die Frauen des Proletariats sind nicht zu stolz, ihre Rechte „aus den Händen der Männer“ zu empfangen; sie, die Unterdrückten, fühlen sich zu ihnen, den Ausgebeuteten, gehörig, einig mit ihnen in einer großen Klassenfront. In allen Ländern stehen wir Schulter an Schulter mit den männlichen Klassengenossen, wir kämpfen um unser Recht und damit für das Recht unserer Klasse. Wenn wir so den internationalen Frauentag begrüßen, dann wird seine Arbeit uns einen Schritt vorwärts bringen auf dem Wege zur Befreiung des Proletariats.

Dora Fabian.

Wohnung und Hausfrau.

Von Tony Breitscheid.

Dank der energischen Tätigkeit der verschiedenen Baugenossenschaften sind in den letzten Jahren in der Umgebung von Berlin und anderen großen Städten Wohnsiedlungen entstanden, in denen auch Arbeiterfamilien ihr Häuschen haben. Leider kostet trotz der Beihilfen von Gemeinde und Staat der Anteil an einem Reihenhause doch noch so viel, daß nur besser entlohnte Arbeiter und Beamte sich auf diese Weise eine gesunde und schöne Wohnung sichern können. Das eigene Haus ist das Ideal der meisten Frauen und es wäre nur zu wünschen, daß ihre Sehnsucht erfüllt werden könnte, solange die Kinder noch klein sind, denn für sie bedeutet der Garten am Haus, und sei er noch so winzig, bedeutet die gesunde, Luft und Licht aufnehmende Wohnung eine solche Quelle der Kraft und des Glücks, daß man jeder Arbeiterfamilie den Besitz eines Siedlungshauses wünschen möchte.

Mit dem Haus allein ist es freilich nicht getan. Das schönste Haus kann durch unzweckmäßige Einrichtung verdorben, kann statt einer Quelle der Freude zu einer Last und einer Plage der Hausfrau und der Familie werden. Von den verschiedensten Seiten wird die Propaganda für praktische, einfache und schöne Ausstattung der Wohnung unternommen, die Baugenossenschaften selbst möchten manche Reformen durchführen, aber sie scheitern oft genug an dem konservativen Sinn oder an der Gleichgültigkeit der Frauen, die an den alten Traditionen festhalten und die das Maß der täglichen Arbeit für etwas so absolut Gegebenes halten, daß es nicht lohnt, über Erleichterungen lange nachzudenken. Die Verkürzung der Arbeitszeit der Hausfrau, die Verminderung der Schritte, die sie im Laufe des Tages zu tun hat, von der Küche zu den Zimmern und in der Küche selbst ist aber außerordentlich wichtig, und es kann den Frauen gar nicht oft genug gesagt werden, wie sie ohne große Kosten ihr Leben reicher gestalten können.

Wie aber sollen sie es anfangen? Das kleine Buch von Bruno Taut, „Die neue Wohnung“ (Verlag Alinhardt u. Biermann, Leipzig), mit dem Untertitel „Die Frau als Schöpferin“ gibt da recht wertvolle Anregungen, wenn wir auch manchen der Tautschen Ideen ablehnend gegenüberstehen mögen. Nehmen wir noch deutsche und ausländische Zeitschriften zu Hilfe, die sich mit Hausbau und Wohnungskultur beschäftigen, so können wir uns schon ein Bild davon machen, was zu tun ist. Verhältnismäßig leicht haben es junge Leute, die ihre Wohnungseinrichtung nach den Raumverhältnissen des Hauses kaufen können, aber in den meisten Fällen wird mit vorhandenen alten Möbeln zu rechnen sein, und auch da müssen Wege gefunden werden. Hier wäre eine Aufgabe für Tischlergenossenschaften, die den Umbau alter Möbel oder die Verwendung von Teilen alter Möbel in der neuen Wohnung in zweckentsprechender Weise übernehmen könnten.

Voraussetzung gefunden Wohnens und der Vereinfachung der Arbeit ist aber der Entschluß zu rücksichtslosem Aufräumen, und dieser Entschluß wird den meisten von uns sehr schwer fallen. Wir hängen an Gegenständen, die mit Erinnerungen verknüpft sind und können uns nur schwer dazu verstehen, sie zu vernichten, selbst wenn sie im Wege stehen, Staubfänger sind und oft noch dazu recht häßlich wirken. Es muß aber geschehen und zwar in jedem Jahre mindestens einmal. Ist vom Boden bis zum Keller gründlich gesäubert worden, unbenuhter Kram sortigeworfen, überflüssige Kisten zu Brennholz zerschlagen, anderes verkauft worden, so ist in sehr vielen Fällen schon Raum gewonnen. Aber immer noch gibt es Schränke, die zuviel Platz einnehmen. Sie sollten in einer modernen, nach den Gesichtspunkten der Hygiene gebauten Wohnung überflüssig sein. Dort werden die Schränke gleich in die Wand eingebaut, so daß die Wand eine glatte Fläche bildet, während der Schrank doch stets weit in das Zimmer vorstößt und immer im Wege ist. Der eingebaute Wandschrank erleichtert das Aufwischen der Zimmer. Es sammelt sich kein Staub mehr unter Schränken, man braucht nicht mehr abzurücken, man braucht nicht mehr vorsichtig um die Füße herumzuwischen, damit die Politur nicht beschädigt wird. Eine weitere Arbeitersparnis ist die Verbannung von Waschkommoden aus dem Schlafzimmer. Waschtische mit fließendem Wasser sind hygienischer und praktischer, weil sie leicht zu säubern sind. Wo es irgend einzurichten ist, sollte der Waschtisch überhaupt im Badezimmer sein, so daß im Schlafzimmer nur die Betten und die nötigsten Möbel zu stehen brauchen.

Die meiste Arbeit der Frau spielt sich jedoch in der Küche ab. Auch hier läßt sich schon jetzt vieles vereinfachen. Erstes Gebot ist, möglichst keine Kochtöpfe auf Wandbrettern, keine Deckel und keine Rannen in der Küche frei stehen lassen. Sie gehören in Schränke, die ebenfalls eingebaut werden. Bei der Einrichtung der Küche muß darauf Bedacht genommen werden, daß die Hausfrau bei ihrer täglichen Arbeit nicht überflüssige Schritte zu tun hat. Die Wandschränke sollten ebenso wie der Abwaschtisch zur Küche gehören, also bei Umzügen in der Wohnung bleiben. Wie ich hörte, ist das in einigen Gegenden in Dänemark bereits der Fall. Der Abwaschtisch muß rechts vom Geschirrschrank und nicht zu weit von ihm entfernt stehen, damit jeder getrocknete Teller usw. sofort an den richtigen Platz gestellt werden kann. In Amerika lassen sich vielfach die eingebauten Küchenschränke sowohl nach der Küche wie nach dem angrenzenden Wohn- und Schlafzimmer hin öffnen. Dadurch wird mancher Gang zwischen den beiden Zimmern erpart. Die Amerikanerin, die sich mit sehr kleinen Küchen behelfen muß, hat überhaupt soviele praktische Einrichtungen durchgesetzt, daß wir mancherlei von ihr lernen können. Das elektrische Plättchen, das sich ja auch bei uns

eingürgert, ist dort eine Selbstverständlichkeit. Das Plättchen ist so eingerichtet, daß es nach Gebrauch an der Wand hochgeklappt werden kann. Am Abwaschtisch befindet sich oft an der linken Seite noch ein emailliertes Abfußbecken, in dem Kleingefäße, z. B. Strümpfe gewaschen werden können. Die Rückenherde, die niemals für Kohlen, sondern stets nur für Gas und Elektrizität eingerichtet werden, sind viel praktischer als wir sie haben. Die Dünste, die beim Kochen unvermeidlich entstehen, werden durch eine Art Haube aufgefangen und durch eine Röhre über das Dach ins Freie geleitet. Der Bratofen kann von innen elektrisch beleuchtet werden, man braucht also Fleisch und Gebäck nicht mehr herauszuziehen, um zu prüfen, ob es eine gute Farbe hat. Das Wichtigste ist aber der Gasflammenregler. Das ist eine Vorrichtung, die es der Hausfrau ermöglicht, durch einige Handgriffe den Bratofen so einzustellen, daß er zu einer bestimmten Stunde zu brennen beginnt. Da sich die Hitze ebenfalls in Verbindung mit einem Thermometer selbsttätig reguliert, kann die Frau ruhig fortgehen und das Mittagessen kocht sich bei einiger Vorsicht fast ohne Hilfe fertig.

Leider haben wir solche Einrichtungen noch nicht. Ich war in einem der ersten Haushaltungsgeschäfte in Berlin, um zu prüfen, welche Erleichterungen es für die arbeitende Hausfrau bei uns schon gibt. Aber ich fand nichts, weder die sich selbst regulierenden Bratöfen, noch elektrische Abwaschmaschinen, noch elektrische Waschmaschinen für den Hausgebrauch, ja nicht einmal kleine Instrumente, die das Abwaschen erleichtern und die Hände schonen, wie zum Beispiel Tellerabtrager aus Metall und aus Kautschuk, um die Speisereste vom Geschirr zu entfernen, Spülbürsten, die mit einem Schlauch an die Warmwasserleitung angeschlossen werden, so daß bei dem Reinigen stets klares Wasser über das Geschirr fließt, und was es dergleichen mehr gibt. Man sagte mir, daß man solche Sachen in Deutschland wahrscheinlich nicht herstelle, weil sie von den amerikanischen Fabriken durch Patente geschützt seien. Aber warum führt man sie nicht aus Amerika ein? Sie werden durch den Zoll, der jetzt noch erhöht werden soll, unnötig verteuert, und so sorgt unsere verkehrte Wirtschaftspolitik auch dafür, daß die deutschen Hausfrauen nicht in dem Maße von Arbeit entlastet werden, wie es der Fall sein könnte. Die Einrichtungen werden natürlich auch in Amerika nicht billig sein, durch das dort bestehende Kredit- und Abzahlungssystem ist aber sehr vielen die Möglichkeit gegeben, sich wirklich gute und praktische Sachen anzuschaffen.

Die deutsche Hausfrau verlangt noch viel zu wenig nach Hilfsmitteln, die ihre Arbeit erleichtern, meint Taut. Das mag sein. Aber sie wissen auch gar nicht, was es auf diesem Gebiet bereits gibt, und die bürgerlichen Frauen rechnen zudem wohl noch immer damit, daß die menschliche Arbeitskraft verhältnismäßig billig ist. Das wird sich allerdings schon in wenigen Jahren ändern, dann nämlich, wenn wir den Geburtsausfall der Kriegsjahre zu spüren bekommen. Man kann wohl annehmen, daß die Hausangestellten im allgemeinen mit 14 bis 15 Jahren ihre erste Stellung annehmen. Es wird sich also in 4 bis 5 Jahren ein empfindlicher Mangel an Arbeitskräften bemerkbar machen, wie ja auch Industrie und Handel schon heute mit dem in einigen Jahren einsetzenden Mangel an jugendlichen Arbeitern und Lehrlingen rechnen. Dann wird man sich im bürgerlichen Haushalt auf andere Methoden einstellen. Die Arbeiterfrau sollte aber schon jetzt darauf drängen, daß in jedem neugebauten Haus, sei es Siedlungsbau oder Mietkaserne alle nur erdenklichen Möglichkeiten der Arbeitersparnis vorgeesehen werden. Die geringfügige Verteuerung lohnt sich, weil sie die Arbeitskraft der Frau erhöht und ihr Zeit und Lebensfreude schafft. Unsere Frauen müssen sich nur darum kümmern, daß bei den Bauten auf ihre Bedürfnisse genügend Rücksicht genommen wird.

Es ließe sich noch manches sagen über die Pflege der Wohnung, über neue Wege der Reinigung mittels Staubsaugers, die gleichzeitig der Bekämpfung des überflüssigen Wärme in der Großstadt dienen. Aber das würde zu viel Raum beanspruchen. Hier sollten nur einige Anregungen gegeben und vor allem in den Frauen der Wille geweckt werden, das Leben und die Arbeit praktischer einzurichten, Ballast abzuwerfen, um Freude und Zeit für bessere Aufgaben zu gewinnen.

Mutter- und Kinderschutz.

Die wenigsten Frauen wissen genau über die wichtigen Fragen des Mutter- und Kinderschutzes Bescheid. Weder kennen sie ihre grundsätzliche Bedeutung für die gesamte Volksgesundheit und die Kämpfe, die die Sozialdemokratie seit Jahrzehnten um die Lösung dieser Frage führt, noch sind sie über die tatsächlichen Bestimmungen in unserem Gesetz unterrichtet. Um so begrifflicher ist es, daß die Genossin Louise Schroeder, die im Reichstag mehrfach auf diesem Gebiet hervorgetreten ist, eine kleine Schrift veröffentlicht hat, die auf wenigen Seiten alles für die Arbeiterfrau Wissenwertes enthält. Jede Frau sollte dieses kleine Heft, das unter dem Titel „Mutter und Säugling in der Gesetzgebung“, im Verlag J. H. W. Dieß Nachf., Berlin, erschienen, und zum Preise von 40 Pf. erhältlich ist, zur Hand nehmen und sich klar machen, was es bedeutet, daß alljährlich 300 000 Mütter Kinder zur Welt bringen, um sie im ersten Lebensjahr wieder zu begraben. Der ganz überwiegende Teil dieser Kinder gehört dem Proletariat an; der Staat wäre durch Bereitstellung der notwendigen Mittel in der Lage, für diese unglücklichen Mütter und Kinder zu sorgen, er ist auch dazu verpflichtet. Bis zu welchem Grade er das tut, und wo die Mängel im Gesetz sind, darüber gibt die erwähnte Schrift Aufschluß. Jeder, der sie liest, wird sich dem Kampf für eine gerechte Sozialgesetzgebung anschließen müssen.

D. F.

Ganz im Gegensatz zu Lassalle, der, von seinen Leidenschaften hin und her gerissen, viel geliebt hat und viel geliebt wurde, ist das Leben von Karl Marx von einer einzigen großen Liebe ausgefüllt. Merkwürdigerweise stammt aber auch die Frau, der diese Liebe galt, ebenso wie die Frauen, die die Hauptrolle im Leben Lassalles spielten, aus altem aristokratischem Geschlecht. Diese so unendlich glückliche Ehe ist der schlagendste Beweis dafür, daß Menschen von ganz verschiedener Herkunft, Rasse und Familie in Harmonie miteinander leben können, wenn nur gleiches Streben, gleiche Ideale sie miteinander verbinden.

Jenny von Westphalen, „das geliebte Weib von Karl Marx“, wie es in ihrer Grabchrift heißt, stammte aus einer vornehmen, begüterten Familie. Ihr Großvater war Generalsstabchef des Prinzen Ferdinand von Braunschweig im Siebenjährigen Kriege; ihr Vater lebte als Regierungsrat in Trier. Schon als Kind war Marx mit den Söhnen und der Tochter der Familie von Westphalen befreundet, und die Kinderfreundschaft führte zur Verlobung des achtzehnjährigen Studenten mit der vier Jahre älteren, geistig ungewöhnlich hochstehenden Jenny, „dem schönsten Mädchen von Trier“. Marx war, wie er später seinen Kindern erzählte, in seiner Liebe „ein wahrer rasender Roland“. Sieben Jahre mußte er um die Geliebte dienen, „und sie dünkten ihm, als wären sie einzelne Tage, so lieb hatte er sie“. Am 19. Juni 1843 wurde die Ehe geschlossen, von der Stefan Born schrieb: „Ich habe selten eine so glückliche Ehe gekannt, in der Freud und Leid, das Letztere in reichlichem Maße, geteilt und aller Schmerz in dem Bewußtsein vollster gegenseitiger Angehörigkeit getragen und überwunden wurde.“ Wilhelm Liebknecht erschien Jenny bald als Ophigenie, die den Barbaren sämstigt und bildet, bald als Eleonore, die dem mit sich Zerfallenden, an sich Zweifelnden Ruhe gibt.

In Deutschland fanden diese seltenen Menschen keine Heimat. Mit 500 Talern Redaktionsgehalt ging das junge Paar nach Paris, und, von dort ausgewiesen, nach Brüssel. „Frau Marx“, schreibt Born, „lebte ganz in den Ideen ihres Mannes. Sie ging dabei ganz in der Sorge für die Ihrigen auf und war doch so himmelweit von der strumpfstrickenden, den Kochlöffel rührenden deutschen Hausfrau entfernt.“ Als 1848 der Aufstand in Brüssel ausbrach, wurde Marx ins Gefängnis gebracht, und seine Frau blieb allein mit ihren kleinen Kindern. Sie eilte auf die Straße, um das Schicksal ihres Mannes zu erkunden, wurde festgenommen und mit Prostituierten in einen Raum gesperrt. Später ging die Familie nach kurzem Aufenthalt in Köln, wo Marx die „Neue Rheinische Zeitung“ herausgab, über Paris nach London ins Exil, das sie nie mehr dauernd verlassen sollte. Bei allen schweren Schicksalsschlägen blieb Jenny stark, und besonders ihre rheinische Fröhlichkeit brachte Sonne in das Heim, in dem es oft unfähig karglich zuging und die Not oft so groß war, daß das schöne 300 bis 400 Jahre alte Silberzeug, ein großmütterliches Erbstück, ins Leihhaus gebracht werden mußte. Aber auch diese tapfere Frau brach zusammen, als mehrere ihrer Kinder Opfer des Flüchtlingslebens wurden. Alle ihre in London geborenen Kinder hat Jenny Marx verloren, bis auf das jüngste Töchterchen.

Ihre Liebe half dem tapferen Menschen, Elend und Schmerz zu überwinden, bis dann die letzte Trennung kam. Jenny war schon schwer leidend, als ihr Gaite an Brustfellentzündung erkrankte. Sie mußten in getrennten Zimmern liegen, und als Marx wieder aufstehen und die Kranke aufsuchen konnte, waren sie wieder jung zusammen; „sie ein liebendes Mädchen und er ein liebender Jüngling, die zusammen ins Leben eintreten, und nicht ein von Krankheit zerrütteter alter Mann und eine sterbende alte Frau, die fürs Leben voneinander Abschied nehmen“. Monatelang erduldet Jenny Marx alle die schweren Qualen der Krebskrankheit. „Und doch hat ihr guter Humor“, so berichtet ihre Tochter Eleonore, „ihr unererschöpflicher Witz sie keinen Augenblick verlassen. Sie erkundigte sich ungeduldig wie ein Kind nach dem Ergebnis der damaligen Wahlen in Deutschland (1881), und wie jubelte sie über die Siege! Bis zu ihrem Tode war sie heiter und suchte unsere Furcht um sie durch Scherze zu zerstreuen. Ja, sie, die so furchtbar litt, sie scherzte, sie lachte, sie lachte uns alle und den Arzt aus, weil wir so ernsthaft waren. Bis fast zu dem letzten Augenblick hatte sie ihr volles Bewußtsein, und als sie nicht mehr sprechen konnte — ihre letzten Worte waren an Karl gerichtet — drückte sie uns die Hände und versuchte zu lächeln.“

„Der Mohr ist auch gestorben“, sagte Engels, als er das Trauerhaus betrat. Der Mohr (Karl Marx) hat die geliebte Frau nur um fünfviertel Jahre überlebt. Wenn wir hören, daß jahrelang — als die schlimmste Zeit schon vorüber war — 20 Mark, die Marx wöchentlich für seine Mitarbeit an der New Yorker „Tribüne“ erhielt, die einzige sichere Einnahme der Familie waren, ferner, daß der geringstbezahlte Lohnarbeiter in 40 Jahren mehr an Lohn bezogen hat, als Marx für seine gewaltige wissenschaftliche Schöpfung „Das Kapital“, an der er 40 Jahre lang gearbeitet hat, an Honorar erhielt, so können wir uns eine Vorstellung davon machen, was das Flüchtlingselend mit allen seinen Folgen für die beiden Menschen bedeutet hat, die um ihrer Ueberzeugung willen Heimat, Wohlleben und sichere Existenz aufgegeben haben.

In der Beurteilung der Anstalts-erziehung von Kindern findet man zwei sich schroff entgegengesetzte Richtungen: die eine betrachtet die Anstalt als einen traurigen Notbehelf für familienlose Kinderwaisen und Uneheliche, während die andere von ihr das Heil der neuen Erziehung im sozialdemokratischen Staat erwartet. Sowjetrußland ist theoretisch, und soweit es ihm möglich war, auch praktisch, von der zweiten Auffassung ausgegangen; es befreit den Eltern das Recht auf die Eignung zur Erziehung, es beansprucht den Menschen bereits von frühester Jugend an für den Staat.

Die letzte Entscheidung für oder gegen die Anstalts-erziehung ist natürlich nur möglich auf Grund der mit ihr gemachten praktischen Erfahrungen. Im Juliheft der „Frau“ teilt Kinderarzt Dr. Lehmann wichtige Dinge aus seiner Anstaltspraxis mit, die mit dem, was auch andere Fachleute sagen, übereinstimmen. Aus ihren Beobachtungen ergibt sich, daß die heutige Anstalts-erziehung durchweg noch sehr ungünstige Resultate ergibt, was aber nicht der Anstalts-erziehung als solcher, sondern nur ihren heute noch bestehenden Unvollkommenheiten zur Last gelegt werden darf.

Worin bestehen nun diese Unvollkommenheiten? Nicht in der technischen und hygienischen Beschaffenheit der Anstalten, die meistens vorbildlich eingerichtet sind, und in dieser Hinsicht mehr bieten als es die meisten Elternhäuser vermögen. Im Sachlichen unterscheiden sie sich fast immer günstig vom Elternhaus, aber ungünstig im Menschlichen. Zunächst wirkt es nachteilig, daß in einer Abteilung immer nur Kinder gleichen Alters zusammen sind, wodurch die erziehende Wirkung der älteren Geschwister in der Familie fortfällt. Das Hauptübel aber liegt im Mangel an Pflegepersonal. Wenn eine Säuglingschwester 5 bis 6, oft aber noch mehr Säuglinge zu versorgen hat, so kann sie bei der größten Aufopferung doch nur gerade eben die Kinder baden, füttern und säubern. Darüber hinaus aber ist es unmöglich, mit dem Kinde noch zu plaudern und zu spielen. Diese Anregung aber braucht der einige Monate alte Säugling zu seiner geistigen Entwicklung. Darum ist der Anstalts-säugling oft träge und stumpfsinnig, starr zur Zimmerdecke, spielt nur mit seinen eigenen Händchen und bleibt in der Entwicklung zurück. Er lernt später laufen und sprechen als ein Familienbaby. Man hat häufig die Erfahrung gemacht, daß solche Kinder, wenn sie in Einzelpflege oder zurück zur Mutter kommen, plötzlich anfangen, sich gut zu entwickeln, obgleich ihnen an Sauberkeit und äußerer Pflege dann oft viel weniger geboten wird als in der Anstalt.

Am meisten Sorge machen den Anstaltsleitern die etwa zweijährigen Kinder, die in dem bekannten Stadium sind, wo der Geist beweglich und aufnahmefähig, aber der kleine Mensch noch nicht weit genug ist, sich die nötige Anregung selbst zu verschaffen. Das Pflegepersonal ist zu knapp, um außer der leiblichen Versorgung auch noch mit den Kindern zu spielen. Das typische Bild in den Anstalten in diesem Alter sind die im Bett sitzenden Kinder, die an den Bettstäben rütteln und sich anders nicht beschäftigen können.

Neben der geistigen Minderwertigkeit ist bei der Masse der zusammengedrängten Kinder die Ansteckungsgefahr doch erheblich, nicht was schwere Erkrankungen anbetrifft, wie Scharlach, Diphtherie usw., wo sofort strenge Abtrennung vorgenommen wird, sondern für kleine „harmlose“ Krankheiten, wie Schnupfen, leichte Darminfektionen usw., die den zarten Kinderkörper doch jedesmal beträchtlich angreifen. In Erkenntnis dieses Uebelstandes hat man das neue Mutter- und Säuglingsheim in Neutölln mit kleinen Sälen für je 4 Kinder gebaut.

Um die ungünstigen Wirkungen der Anstalts-erziehung zu vermeiden, ist nur ein Weg gangbar: mehr Personal einstellen! Unter dem heutigen politischen Kurs in Deutschland freilich wird das Geld für andere Zwecke gebraucht als für Jugendfürsorge! In reich ausgestatteten, gut geleiteten und mit genügend Personal besetzten Anstalten hat man sogar bessere Erfolge erzielt als mit der Familien-erziehung, weil man deren Fehler vermied. Ihren Vorteil, den Zusammenschluß eines kleineren, innig verbundenen Menschenkreises, hat man in solchen Anstalten mit Erfolg durch Aufstellung der Kinder und Fürsorger in kleine Anstaltsfamilien ebenfalls erreicht. In dieser Methode liegt ein bedeutungsvoller Ansatzpunkt. Man könnte die Familie noch vollständiger nachahmen, wenn man in solchen Gruppen auch die strenge Altersstrennung fortlassen ließe. Dann müßte natürlich die Pflegerin als „Familienmutter“ eine umfassendere Ausbildung bekommen, als etwa nur als spezialisierte Säuglingspflegerin.

Das jedenfalls ist sicher: soll das Anstaltskind zum vollwertigen Menschen erzogen und die Anstalts-erziehung vorbildlich werden, dann wird viel Geld für die Einstellung geeigneter Menschen gebraucht. Das heutige Deutschland wird es nicht geben wollen, das heutige Rußland bei seinem wirtschaftlichen Daniederliegen nicht können. Nur auf dem Wege, wie die Stadt Wien, nämlich, durch Besteuerung des Reichtums, durch klare politische Entscheidung der Massen für die Sozialdemokratie, werden wir auch in Deutschland zu einer großzügigen, musterhaften Jugendfürsorge gelangen.

Man findet ihn in allen Städten zu Hunderten, oft zu Tausenden. Der eine Philister ist immer noch dümmere als der andere, das ist ihr merkwürdiges Hauptkennzeichen. Außerdem beachte noch folgende Merkmale: Der Philister tut sich entweder dick damit, daß seine Ahnen geschickte Gauner waren oder er hat als Beamter seit Herz und seine Ehre in den Ästen vergraben, oder er hat ein Geschäft, das ihn anständig ernährt.

Seine Jungen, die er mitunter selbst zeugt, preist er als ungeheuer klug, obschon er diese Eigenschaft bei Erwachsenen gar nicht leiden kann.

Der Philister ist zufrieden und sieht deshalb nicht ein, wozu Neuerungen gut sein könnten und warum manche Menschen unzufrieden sind.

Der Philister sagt sehr deutlich: „Gefegnete Mahlzeit!“ Wenn der Philister in einem despotischen Staate lebt, so schüttelt er zuweilen, wenn er allein ist, den Kopf.

Wenn der Philister in einem freien Staate lebt, so steht er sich bei dem Worte Freiheit immer um, ob es auch niemand gehört hat. Der Philister hält dieselbe politische Zeitung, die sein Vater gehalten hat.

Der Philister ist immer sicher in seinem Urteil. Sobald ihm Gegengründe fehlen, greift er zu seiner einzigen ausgebildeten Fähigkeit: grob und roh zu sein.

Wenn der Philister eine Satire liest, so fühlt er immer sich getroffen.

Der Philister hat alles vorher gewußt, nachdem es geschehen ist. Daß er selbst nachher noch nichts weiß, das weiß er nicht.

In der Haushaltung des Philisters hat es der Hund besser als seine Leute.

Am widerwärtigsten von allem ist dem Philister das Geniale und Poetische, dagegen ist er Erbsen und Sauerkohl sehr gern.

Sein Weibchen ist ganz derselben Meinung.

Je hochnasiger der Philister gegen Wenigerhabende ist, je demütiger ist er gegen Mehrhabende.

Ins Theater geht der Philister, um ins Theater zu gehen.

Einen ordentlichen Diener machen können, nennt der Philister Anstand haben.

Das Hauptkennzeichen aber bleibt: ein Philister ist immer noch dümmere als der andere! Ludwig Kallisch (1814—1882).

Das Laufmädchel.

Von W. Dehmel.

Klein ist sie, bloß, mit edigen, unausgewachsenen Gliedern, und verschüchtert wie ein kleiner, in die Fremde verschlagener Vogel, die jüngste Arbeiterin der Fabrik.

Vor vier Wochen stand sie noch vor der geschlossenen Tür des Lebens, des Lebens der Großen, der Erwachsenen. Und bekommen hatte sie der Dinge, die da kommen sollten. Sie wußte zwar schon, daß hinter jener Tür die Arbeit lauerte, um sie in ihren kargen Sold zu nehmen. Sie wußte, daß ihr Leben nun anders werden sollte; sie wußte, daß ihre langen, im Kreise der Spielgefährten verbrachten Freistunden zusammenschrumpsen würden auf einige kurze Atempausen, abends vor dem Schlafengehen. Und doch, sie fühlte ein so wonniges Gehobensein, einen vor sich selbst erschauenden Stolz bei dem Gedanken, daß sie nun aufgenommen werden sollte in die Schar der Erwachsenen. Denn Kindsein, das war doch, wenn auch sehr schön und vergnüglich, immer nur ein Gebuldsesein, ein Mitgeschlepptwerden, im Kreise der Erwachsenen.

Und nun sollte das anders werden! Nicht mehr Kind, nicht mehr nur gebuldet sein! Eingereicht in die Schar derer, die da schaffen und arbeiten und darum auch etwas gelten. Ach, wenn es doch nur erst so weit wäre, wenn jene Tür sich doch erst öffnete, wie wollte sie freudig ihre Pflicht erfüllen. Ach, so viel tapfere Vorsätze sah sie. Und nun?

Längst ist das Erwartete Wirklichkeit geworden. Doch ach, wie sehr wünschte sie jetzt, daß jene Tür verschlossen geblieben wäre. Schon der erste Schritt in das neue Reich war so ganz anders, als sie sich's gedacht. Sie hatte nicht gewußt, daß es solch eine unbestimmte Stunde, zwischen Licht und Dunkel, zwischen Tag und Nacht liegend gab, wie die, in der sie das erstemal den Weg zur Fabrik ging. Und dann die trockenen Worte, die ihr sagten, was sie tun sollte; dann das Lachen und später die Schimpfworte, wenn sie nicht sofort begriff, was man von ihr wollte. Und überhaupt, ihre ganze Arbeit, die sie sich doch als ein Heißen, ein Mitmachen vorge stellt hatte. Nun war es nichts weiter, als ein sinnverwirrendes Fordern von tausend kleinsten Hantierungen, ein ewiges Gängemachen, obendrein noch harte, unfreundliche Worte und Spott und Gelächter, niemals auch nur die kleinste Spur von Anerkennung.

Ach nein, sie wäre viel, viel lieber ein kleines, unbedeutendes Schulmädchel, ein Kind wie früher, nur fort, fort von diesen hart-herzigen Peinigern ihrer sehnüchlichen Mädchenfelle.

So geht sie denn dahin, morgens noch halb schlafend, abends zum Umsinken müde, in ihrem dünnen Fähdchen und der vertragenen Strickjacke ihrer Mutter darüber, in deren herabgezogenen Aermel sie die frierenden Hände versteckt. Und wenn die Eltern einmal fragen, wie es ihr denn nun gefalle, dann antwortet sie mit gedrückter Stimme, leise: „Ja, o ja, ganz gut.“ Aber des Nachts weint sie heimlich in ihre Kissen, weint um ihr verlorenes Kindheitsparadies, das nie, nie wiederkehrt.

Das Huhn.

Aus dem Aufsatz eines Elfjährigen.

„Das Huhn gehört zur Zoologik. Mit vier Zehen reicht es bis an die Erde. Zwischen die Zehe hat sie keine Schwimmhaut. Auf den Kopf stet ein roter Fleischertamm. Unter den Kopf stet auch noch was. Das ist ein fleischer Lappen. Das Huhn ist ein lahnförmiges Haushier. Aber sein Schwanz ist dachförmlich. Das Huhn sein Schwanz ist hinten. Vorne hat sie eine weiße Nackhaut. Damit schläft sie. Es trägt ein ferschiedenes Federkleid von Farbe. — Der Han ist männlich und stolz man die Hühner. Er gehört auch zur Zoologik. Das Huhn und der Hahn hat an jede Seite ein kleines Auge. Das ist zum befehen. Der Hahn trägt, das Huhn kann nicht trähen. Darum kluckt sie. Das Huhn legt zwei Eier, der Hahn legt keine Eier. Darum steht er auf den Rirchturm. Sie legt uns Eier, Feder und zulezt einen ser nachasttigen Braten. Dann hört es auf zu Eier legen. Sie vermehrt sich auch durch die Eier. Labendige Junge kann sie nicht kriegen. Das Ei will ein Huhn werden. Aber nicht immer. Es ist ser nüzlich. Das Ei besteht aus Dotter und Eiweiß. Dan ist es ein Windei. Ein ordnliches Ei ist ein Windei mit was Rum. Es giebt auch ferschiedene Eier. Die welchen sind weich, und die welchen sind hart. Die Osterker werden vom hafen gelogen. Das ist eine Sage. — Das Huhn frist Brot, Meiz und rinnt die Wände ab. Beim Saufen trägt es den Kopf hinter seinen Nacken. Die kleinen Federn werden in betten eingemacht. Wir haben einen Hahn gehabt, der fresthe zwanzig Maikawers auf einmal. Nun ist er to.“

Pech. Mein Freund Wilhelm ist etwas schüchtern und verlobt. Seine Braut, Privatsekretärin von Beruf, steht sich gut mit der Familie ihres Chefs und fährt in freien Stunden gern dessen Baby in den Englischen Garten. Wilhelm begleitet sie.

Eines Mittags sitzen sie gerade auf einer Bank, da kommt Wilhelms alter Religionslehrer daher und steuert geradeswegs auf ihn zu: „Du bist ja schon verheiratet, mein Sohn,“ beginnt er, leutselig strahlend, „das ist wohl deine Frau?“

„Nein,“ stottert Wilhelm und fühlt die Röte in den Wangen aufsteigen, „das ist meine Braut“ — und als sich Hochwürdens Miene plötzlich verdüstert, fügt er schnell hinzu: „Das Kind ist aber von ihrem Chef.“

Wilhelm kann sich heute noch nicht erklären, warum der Herr großlos und mit empörtem Blick von dannen ging. (Jugend.)

Bildung. In der Hochbahn sitzen mir gegenüber zwei behäbige Bürgerfrauen. Sie sprechen über Familiennamen und stellen fest, daß ihre eigenen, Meier und Müller, nicht gerade selten sind. Endlich kommen sie auf den „Familiennamen“ unseres letzten Kaisers. Unser Willem hieß doch mit Nachnamen „Hohenzollern“, meint Frau Meier. „I bewahre,“ sagt Frau Müller, „der hieß Reg,“ er ist doch ein Nachkomme von dem ollen Fridericus Reg, Sie wissen doch, der mit dem berühmten Marsch!“ (Simplicissimus.)

Die Göhen. In der Schule hatte sich der Lehrer redlich bemüht, seinen Jüngens plausibel zu machen, was Heiden sind. Dabei hatte er ihnen auch erzählt, daß die Heiden Göhenanbeter sind, und daß die Göhen bei den wilden Völkern oft ein recht schauriges, schreckenerregendes Aussehen haben.

Die Stunde ist längst vorüber und niemand denkt mehr an die Heiden und ihre Göhen. Zwei von den Jüngens bekommen vom Lehrer den Auftrag, eine Bank, die im Klassenzimmer überflüssig ist, auf den Boden zu tragen. Sie ziehen mit der Bank ab. Aber bald poltert es die Treppen wieder herunter und die Jüngens kommen aufgeregt zum Lehrer gelaufen. „Herr Lehrer, Sie müssen mal schnell auf den Boden kommen, da sind zwei große Göhen!“ — „Ausgeschlossen, Ihr irrt Euch.“ „Bestimmt nicht, Herr Lehrer, gehen Sie mal mit herauf.“ Also der Lehrer steigt die Treppen herauf, die ganze Jüngenshorde voller Spannung ihm nach. Der Lehrer öffnet die Bodentür und sieht, verstaubt in einer Ecke stehend — die Gipsbüsten von Wilhelm dem Dritten und seiner gewesenen Auguste.

Schwierige Frage. Der kleine Georg: „Mama, warum hat Papa kein Haar auf dem Kopf?“ — „Weil er sehr klug ist und viel denkt.“ — „Warum hast du denn so viel?“ — „Beh und mach deine Aufgaben!“ (London Opinion.)

Gut beobachtet. „Du Frischchen,“ schlägt die kleine Elise vor, „wir wollen Vater und Mutter spielen. Ich bin Mutter und du bist Vater.“ — „Ne,“ sagt Frischchen, „so siehst du aus. Ich soll wohl wieder alles tun, was du mir sagst!“

Die Beine. „Guck mal, was der Mann dort für Courts-Mahler-Beine hat!“ — „Nu, erst sind sie zusammen, dann gehen sie auseinander, und dann kriegen sie sich wieder.“

Die Masern. In einer Londoner Schule meldet ein Schüler dem Lehrer, daß seine Schwester die Masern hat. Der Lehrer schickt ihn sofort nach Haus mit der strengen Weisung, sich nicht eher wieder blicken zu lassen, bis seine Schwester vollständig gesund sei. Der Junge macht sich vergnügt aus dem Staub. Nachdem er weg ist, hebt sein Nachbar den Finger und sagt: „Herr Lehrer, Jimmy Dalons Schwester, die die Masern hat, wohnt bei ihrer Tante in Liverpool.“